

**Florian
Werner**

 Hanser Berlin



**Die
Zunge**

Ein Portrait

Urheberschutz

Diese PDF-Datei ist Eigentum der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG und wird ausschließlich zur persönlichen Lektüre zur Verfügung gestellt und darf nicht an Dritte weitergegeben werden. Die weitere Vervielfältigung oder Verbreitung des Textes ist untersagt. Bitte löschen Sie die PDF-Datei nach dem Lesen oder Ausdrucken. Gemäß §12 URG dürfen die Texte ohne vertragliche Autorisierung nicht verwendet werden. Auch nicht durch eine Inhaltsangabe. Dies verbietet §12 Abs. 2 URG.

Die Übersendung der Fahnen als PDF-Datei geschieht unter dem Vorbehalt einer Respektierung dieser Rechtslage. Falls Sie diese Nachricht versehentlich empfangen haben sollten, machen Sie uns bitte darauf aufmerksam, und löschen Sie bitte diese Mail sowie die angehängte/n Datei/en.

Bitte bestätigen Sie die Kenntnisnahme dieser Vereinbarung durch eine kurze E-Mail.

Copyright

This PDF file is the property of Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG. It is legally privileged and/or confidential and is intended only for the personal use of the addressee(s). No addressee should forward, print, copy, or otherwise reproduce this file in any manner that would allow it to be viewed by any individual not originally listed as a recipient. If the reader of this message is not the intended recipient, you are hereby notified that any unauthorized disclosure, dissemination, distribution, copying or the taking of any action in reliance on the information herein is strictly prohibited. If you have received this communication in error, please immediately notify the sender and delete this message. Please delete this PDF file after having it read and/or printed.

According to §12 URG the content of the PDF file should not be used in any way without explicit written permission. This PDF file is sent to you under the reserve that you respect the legal status outlined herewith.

Please confirm your acceptance of this arrangement by email.



**Florian
Werner** **Die
Zunge**

Ein Portrait | Hanser Berlin

Erscheint am 25.09.2023

Presse-Informationen:
PresseBerlin@hanser.de

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27729-8

© 2023 Hanser Berlin

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Benjamin Houlihan, licked painting, 2014, Detail

© VAN HAM Kunstauktionen GmbH & Co. KG

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

für Jim

Inhalt

- 9 kosten
- 23 staunen
- 45 lecken
- 67 schmecken
- 93 zeigen
- 117 küssen
- 145 sprechen
- 173 stechen
- 187 abschneiden

- 209 danken
- 210 zitieren
- 215 abbilden

kosten

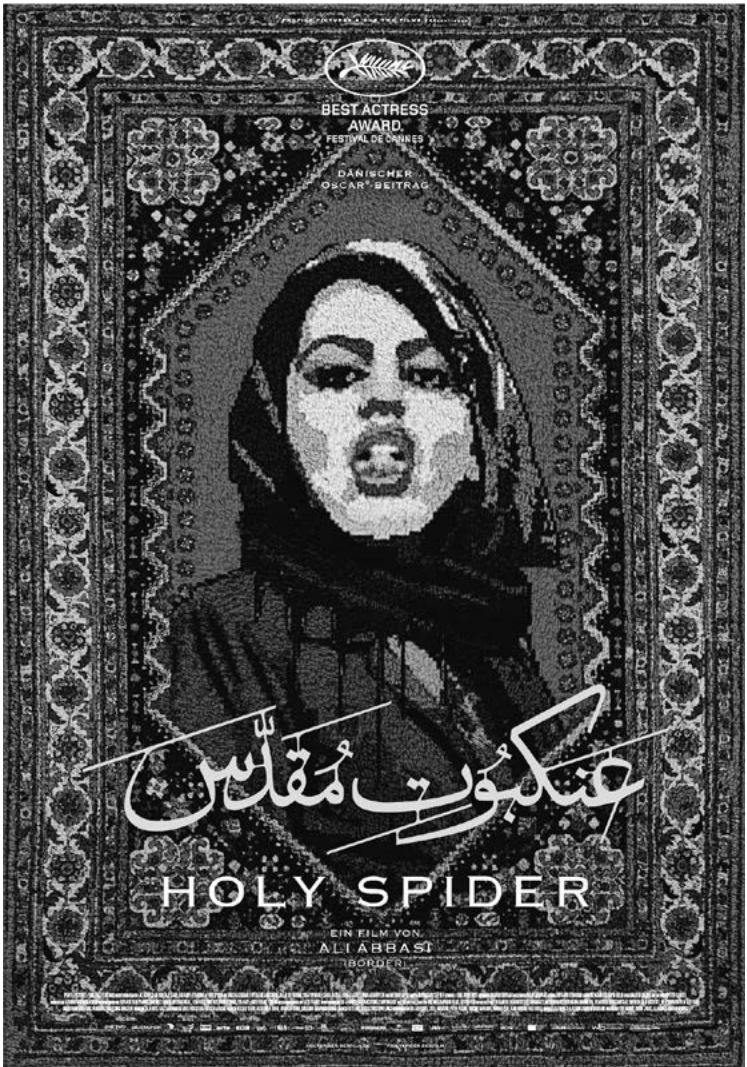
Study my tongue!

White Noise

Plötzlich ist sie in aller Munde.

Nachdem die menschliche Zunge jahrtausendlang, im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Schattendasein fristete, verlässt sie neuerdings immer häufiger ihren verborgenen Ort im Oralraum und fordert die ihr zustehende Aufmerksamkeit. Sie biegt sich. Sie rollt sich zusammen. Sie reckt und streckt sich, sie leckt lasziv die ihr nahe stehenden Lippen, spricht selbstbewusst von ihren Fähigkeiten und zeigt sich in all ihrer verkannnten Pracht. Ich, so scheint sie mit jeder speichelschimmernden Papille, mit jedem Zucken eines ihrer zahlreichen Muskel bekräftigen zu wollen, bin ein vielsagendes Wesen. Ein Zentralorgan. Vielleicht der wichtigste Körperteil des Menschen.

Gerade aus der zeitgenössischen Kultur ist die Zunge kaum wegzudenken. In der Verfilmung des Don-DeLillo-Romans *Weißes Rauschen* aus dem Jahr 2022 fordert ein Privatlehrer den Protagonisten dazu auf, seine Zunge zu betrachten, um dadurch die Geheimnisse der deutschen Artikulation zu erlernen: »*Tomorrow is Tuesday*. ›Mor-gen ist Diens-tag.« Auf dem Plakat zum Kinofilm *Holy Spider*, ebenfalls aus dem Jahr 2022, ist eine verschleierte iranische Frau zu sehen, die dem Betrachter provokant die Zunge herausstreckt (Abb. 1) – eine Geste, die auf noch vergleichsweise freundliche Weise die Stimmung etlicher Protestierender gegenüber dem theokratischen Regime



1 Plakat für den dänischen Oscarbeitrag *Holy Spider* (2022)

des Landes zusammenfassen dürfte. Und im Video zu dem Song *Tongues* der indigenen kanadischen Sängerin Tanya Tagaq kämpft ein riesiges, aus der arktischen Tundra ragendes Sprechorgan gegen die Kreuze der christlichen Kolonisatoren und damit implizit gegen deren hegemoniale *weiße* Kultur. »You can't have my tongue«, singt Tagaq im traditionellen Kehlkopfgesang der Inuk. Meine Zunge gehört mir.

Natürlich ist die Zunge gerade für Sängerinnen und Sänger schon aus Gründen der Artikulation unerlässlich. Aber auch darüber hinaus ist das Organ in der Popmusik allgegenwärtig, sei es in Videos, auf der Bühne, auf Postern, Plattencovern oder in den Texten. »Acid landing on my tongue / I think you know we've just begun«, säuselt Anthony Kiedis von den Red Hot Chili Peppers im Song mit dem bezeichnenden Titel »Tippa My Tongue«, der zugehörige Clip zeigt eine psychedelische Kamerafahrt von der Zungenspitze über deren Rücken hinab in den Rachen des Sängers. Mit dieser expliziten Bildsprache befindet sich die Gruppe in guter, ja überlebensgroßer Gesellschaft: Schließlich ziert eine knallrote, suggestiv zwischen halbgeöffneten Lippen herausgestreckte Zunge das Logo der mutmaßlich berühmtesten Rock-'n'-Roll-Band der Welt.

Auch in der Belletristik erlebt das Organ, lange fast totgeschwiegen, eine erstaunliche Renaissance. In ihrem Erzählband *Mutterzunge* schildert die Autorin Emine Sevgi Özdamar, wie sie beim Anblick des Kölner Doms ihre titelgebende Zunge, das heißt die türkische Sprache, verlor – und daraufhin beschloss, ihre »Großvaterzunge«, nämlich das Arabische, zu erlernen. Der französische Schriftsteller Michel Houellebecq wiederum erzählt in seinem jüngsten Roman *Vernichten* von einem alternenden, an einem Mundhöhlenkarzinom erkrankten Mann, der so leidenschaftlich an seiner Zunge hängt, dass er lieber stirbt, als sich den krebsbefallenen Körperteil entfernen zu lassen.

Doch nicht nur in Film, Musik und Literatur – auch in der bildenden Kunst kommt die Zunge, als Werkzeug wie auch als Motiv, vermehrt zum Einsatz. Der deutsche Maler Benjamin Houlihan beispielsweise (von dem auch das Cover dieses Buches stammt) setzt seine Zunge als körpereigenen Pinsel ein und gestaltet damit leckend ganze White-Cube-Wände. Die Künstlerin Kiki Smith erforscht mit ihrer Zungenspitze die Ritzen von Möbelstücken. Der jüngst verstorbene Performance-Künstler und Direktor des ZKM in Karlsruhe Peter Weibel mauerte seine Zunge einst in Beton ein. Und die mexikanische Künstlerin Teresa Margolles platzierte die abgeschnittene Zunge eines Jugendlichen auf ein Podest und erhöhte sie so zum stummen (und gleichzeitig himmelschreienden) Mahnmal gegen Gewalt.

In den Laien-Bildstrecken der sozialen Netzwerke hingegen erfüllt die frech in die Kamera gehaltene, gern auch gepiercte Party-Zunge längst die Funktion eines vollständigen Aussagesatzes: Sie signalisiert, dass man gerade wahnsinnig viel Spaß



2 Die Zunge spricht, auch wenn wir schweigen

hat und die Daheimgebliebenen an den Endgeräten echt was verpassen (Abb. 2). In der zeitgenössischen Rollenspielwelt bekämpft ein Schlecker-Pokémon namens Schlurp seine Gegner mit der sogenannten Zungenschelle, im Straßenverkehr setzen Sehbehinderte Zungenschnalzlaute zur räumlichen Orientierung ein, und auch in der Schul- und Zahnmedizin ist die tragende Rolle, die die Zunge bei einer ganzheitlichen Krankheitsdiagnostik spielen kann, endlich erkannt worden. Die Liste ließe sich ewig fortsetzen, zumindest so lang wie die Zunge einer Giraffe, und die misst immerhin stattliche fünfzig Zentimeter. Die kupierte Fassung lautet: Der Mensch erscheint im Glossozän. Wir leben im Zeitalter der Zunge.

Sagen Sie mal Ah! Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre eine solch ostentative Zurschaustellung des menschlichen Oralorgans undenkbar gewesen. In der westlichen Kunst war die Darstellung weit aufgerissener Münder sowie deren Inhalts traditionell auf sehr wenige Figuren, zumeist niedrigen Stands und üblen Leumunds, beschränkt: Bis weit in die Neuzeit gehörten Zungen, wenn sie auf Gemälden, in Zeichnungen oder an Skulpturen zu sehen waren, fast ausschließlich Narren, Betrunknen, Wahnsinnigen oder Verdammten auf dem Weg zur Hölle.

Selbst die notorisch transgressive Popkultur blieb beharrlich zungenscheu, zumindest wenn sie auf den Mainstream abzielte: Noch Ende der 1980er Jahre musste die amerikanische Glamrock-Band Poison das Cover ihres Albums *Open Up and Say ... Ahh!* für den heimischen Markt kaschieren, weil das darauf dargestellte Organ vermeintlich zu lang, zu animalisch, zu schlüpfrig, mit einem Wort: zu zungenhaft war. Eine veritable

Zungenkusskunst schließlich, wie sie das altindische Kamasutra bereits vor 1700 Jahren entwickelte, sucht man in der westlichen Tradition vergebens. Anders gesagt: Die Zunge galt für die längste Zeit ihres Daseins, einer ihrer vorzüglichsten Eigenschaften zum Trotz, als geschmacklos. Sie diente zur Sprach-erzeugung, war aber selbst unaussprechlich. Woher also diese überraschende Wende?

Zum einen, so darf man vermuten, hängt der jüngste Bilder- und Beschreibungsboom der Zunge mit einer generellen Erweiterung des Vorzeig- und Sagbaren seit den 1960er Jahren zusammen. Die Vertreterinnen und Vertreter der damals aufkommenden Gegenkulturen streckten ja nicht nur dem Establishment die Zunge heraus – es wurden auch etliche andere, zuvor verfemte Körperteile und Leibesfunktionen provokativ ans Licht gezerrt, thematisiert, enttabuisiert. Auch der öffentliche Diskurs vom Sex, an dem die Zunge nicht ganz unbeteiligt ist (sowohl am Diskurs als auch am Sex), nimmt in dieser Zeit seinen Ausgang: Nicht von ungefähr wird Mick Jagger, eines *der* männlichen Sex-Symbole des 20. Jahrhunderts, maßgeblich mit seiner kraftvoll-virilen Zunge assoziiert. Nicht umsonst spielte Jimi Hendrix, Gitarrengott der Sixties und Headliner des Woodstock-Festivals, seine Gitarre bisweilen (und ohne erkennbaren musikalischen Mehrwert) mit der herausgestreckten Zunge.

Das Vorzeigen der Zunge mutierte im vergangenen halben Jahrhundert also vom Symbol kindlich-jueniler Trotzhaltung zu einer auch unter Erwachsenen gebräuchlichen, bisweilen sexuell aufgeladenen, auf jeden Fall provokativen, antiautoritären Geste – die dennoch einer Weltkarriere nicht im Weg stehen muss. Schließlich handelt es sich beim Zungeherausstrecken um eine recht harmlose Grenzüberschreitung, die schnell wieder rückgängig gemacht werden kann. Anders als Penis,

Vulva, Brüste oder den entblößten Hintern kann man die Zunge in Sekundenbruchteilen wieder verschwinden lassen und die Provokation, wenn nicht ungesehen oder gar ungeschehen machen, so doch mit den zusammengepressten Lippen kaschieren.

Das Zungezeigen wäre mithin eine Art Rebellion light, die hervorragend in unsere marktförmige Gegenwart passt. Dass deswegen aber längst nicht alle folgenlos dieses Organ zeigen können, lässt sich am Beispiel von Armin Laschet studieren: Im Sommer 2021 besuchte der Politiker, damals noch Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen sowie Kanzlerkandidat der Union, das von einer Flutkatastrophe verwüstete Ahrtal. Während einer Rede des Bundespräsidenten stand Laschet abseits, wähnte sich unbeobachtet, machte einen Scherz und grinste – das war der Anfang vom Ende. Das Foto des spitzbübisch die Zunge zwischen den Zähnen hervorpressenden CDU-Mannes besiegelte seine Ambitionen auf das höchste Regierungsamt des Staates.

Fremd-Körper Der Fall Laschet zeigt: Die Zunge ist ein tückisches, ein trickreiches Wesen. Obwohl sie anatomisch nur wenige Zentimeter vom Gehirn entfernt ist, von jenem Organ also, das doch eigentlich ihre Bewegungen und Regungen kontrollieren sollte, scheint sie bisweilen ihre eigenen Absichten zu verfolgen – und zwar bevorzugt solche, die dem Willen des Zungeninhabers zuwiderlaufen. Sie zeigt sich zur Unzeit, sie lispelt und lallt, sie verplappert sich, sie hat ihren eigenen Kopf. Wenn es eines Beweises für das Diktum von Sigmund Freud bedürfte, dass *»das Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Haus«*: Die Zunge wäre der beste Beweis. Sie ist der Untermieter, dem

die Hausordnung egal ist, den man aber auch nicht vor die Tür setzen kann.

Das Wissen um diese merkwürdige Independenz der Zunge ist alt: Redewendungen wie *Hüte deine Zunge!* oder *Ich könnte mir die Zunge abbeißen!* (wenn diese, allen Warnungen zum Trotz, doch etwas fahrlässig ausgeplaudert hat) zeigen, dass wir dem Organ, das doch so zentral ist für unsere Identität, unsere Selbstdarstellung und Weltbeziehung, nicht recht über den Weg trauen. Die Zunge, könnte man sagen, ist uns das Eigenste und Fernste zugleich. Sie ist ein ambivalenter Fremd-Körper, ein Teil unseres Selbst und gleichzeitig ein eigenständiges Wesen: unberechenbar und schlüpfrig wie die Schlange, die bekanntermaßen *eine gespaltene Zunge hat*.

Womöglich fällt dieses Misstrauen heute – in einer Zeit, in der wir uns immer weniger als selbstwirksam erfahren, angesichts einer zunehmend komplexen und epistemisch zersplitterten Wirklichkeit – auf besonders fruchtbaren Boden. Die Machtlosigkeit, die wir gegenüber unserer Zunge empfinden, versinnbildlicht im Kleinen den Mangel an Einfluss, den wir im nationalen und erst recht globalen Maßstab in Bezug auf politische, ökonomische und ökologische Prozesse erfahren. Die Philosophie kennt für dieses Gefühl der Überwältigung den Begriff des Erhabenen; in der Regel ist es mit großen Phänomenen wie den Bergen oder dem Meer assoziiert. Im Vergleich zu den Alpen mag die Zunge zwar klein sein – doch auch sie führt uns unsere Impotenz immer wieder, mit jedem Lislper und Freud'schen Versprecher, unbarmherzig vor Augen. Sie verkörpert das *orale Erhabene*. Die Zunge ist das Überwältigende, das Unfassbare im eigenen Mund.

Zugleich weist sie uns unerbittlich auf unsere phylogenetischen Wurzeln hin. Bereits der *Australopithecus*, ein früher Vorläufer des Menschen, hatte, als er sich vor dreieinhalb Mil-

lionen Jahren auf die Hinterbeine stellte, eine Zunge im Mund. Selbst jener urtümliche Fleischflosser, der vor circa 365 Millionen Jahren als erstes Wirbeltier seinen Körper ins Trockene brachte und damit den entscheidenden evolutionären Schritt vom Wasser zum Landleben vollzog, dürfte bereits über einen u-förmigen Knochen im Unterkiefer verfügt haben, aus dem sich im Lauf der folgenden Jahrmillionen das sogenannte Zungenbein und schließlich die Zunge entwickelte. Ihre Entstehung ist vermutlich eine direkte Reaktion auf die veränderten Ernährungsbedingungen an Land. Nicht nur der sprachbegabte *Homo sapiens*, auch etliche andere Wirbeltierarten besitzen daher eine Zunge.

Das bedeutet: Diesem Organ haftet, ganz wertneutral gesprochen, etwas zutiefst *Animalisches* an. Es verbindet uns anatomisch mit dem Tierreich, mit sabbernden Hofhunden, Fliegen fangenden Fröschen oder Katzen, die mit der Zunge das kotverschmierte Fell ihres Nachwuchses saubermachen. Durch ihre schiere Existenz verweist die Zunge auf die grundlegendsten Bedürfnisse des saugenden, kauenden, verdauenden Körpers; Eigenschaften, die wir mit etlichen anderen Lebewesen teilen. Wenn einem Menschen die Zunge heraushängt, wird dies entsprechend meist als Zeichen *tierischen Durstes* oder *bestialischer Geilheit* interpretiert. Man betrachte in diesem Zusammenhang Jim Carrey in der Filmkomödie *Die Maske*, dem beim Anblick einer attraktiven Blondine die Zunge ellenlang aus dem Mund schlackert.

Für die längste Zeit der abendländischen Geschichte galten solche Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Tier als Kränkung des stolz auf zwei Beinen einherschreitenden Subjekts. Erst mit der Evolutionstheorie von Charles Darwin setzte sich allmählich die Erkenntnis durch, dass wir genealogisch mit anderen, nichtmenschlichen Zungenträgern verwandt sind. Und

noch einmal weit über hundert Jahre später, mit der jungen akademischen Disziplin der Human-Animal Studies, fand der Gedanke flächendeckende Verbreitung, dass wir von anderen Tierarten gar nicht kategorial verschieden, sondern nur etwas höher begabte Säugetiere sind: Trockennasenprimaten mit Haarausfall. Die Zunge ist jenes Organ, das uns wie eine Nabelschnur sowohl mit der eigenen Evolutionsgeschichte als auch mit etlichen anderen Arten verbindet. Sie ist fleischgewordene Speziesismus-Kritik.

Am vielleicht offensichtlichsten ist dieser Wille zur Wesensverwandtschaft bei Menschen zu sehen, die sich einer zeitgenössischen Körpermodifikation, dem sogenannten *tongue splitting* unterzogen haben: Hierbei wird die Zunge entlang der Medianlinie mit einem Skalpell oder Laser aufgetrennt, bis zwei separate Zungenspitzen entstanden sind, die mit etwas Übung unabhängig voneinander bewegt werden können. Einer der bekanntesten Vertreter dieses Eingriffs ist Erik »The Lizardman« Sprague, ein US-amerikanischer Philosoph und Extremsportler, der nicht nur über eine gegabelte Zunge verfügt – sein Körper ist auch von Kopf bis Fuß mit einem an die Panzerhaut eines Reptils gemahnenden Schuppenmustertattoo bedeckt. Erklärtes Ziel von Spragues Metamorphose ist, die Grenzen des Menschlichen so weit zu dehnen, bis sie brüchig werden, das Konzept unserer Spezies ins Schlingern gerät. Wie viele Körperteile kann man verändern, färben, bearbeiten, austauschen, bis man den Bereich des Humanen verlässt und zu einer anderen Art wird? Wo hört der Mensch auf, und wo fängt das Kriechtier an? Sind wir nicht alle ein bisschen Schlange?

Sprich mit ihr Bei allen Gemeinsamkeiten lässt sich festhalten: In zweierlei Hinsicht ist die menschliche Zunge einzigartig und von den Oralorganen anderer Tiere grundsätzlich verschieden. Zum einen ist sie zu komplizierten Verrenkungen, Verschlingungen, Beleckungen und Begegnungen mit ihresgleichen fähig: zu Zungenküssen, die zwar für Unbeteiligte durchaus animalisch anmuten mögen, aber doch ein Alleinstellungsmerkmal des Menschen sind. Und zum anderen dient sie zur Artikulation differenzierter symbolischer Lautfolgen, das heißt: zu sprachlichen Äußerungen.

Nicht von ungefähr bedeutet das lateinische Wort *lingua* (wie schon das altgriechische *γλῶσσα*) sowohl ›Zunge‹ als auch ›Sprache‹: ein Doppelsinn, der bis heute in etlichen, vor allem romanischen Sprachen fortlebt, sei es im französischen *langue*, im spanischen *lengua*, im italienischen *lingua*, im rumänischen *limbă* oder dem Esperanto-Wort *lingvaĵo*. Auch das Deutsche bewahrt noch diese beiden Bedeutungen, allerdings in etwas angegraut wirkenden Redewendungen: *Ein Dichter deutscher Zunge* hat natürlich kein schwarz-rot-gold gefärbtes Muskelpaket im Mund, sondern schreibt und spricht, ungeachtet seiner Herkunft, auf Deutsch. In diesem Sinn ist die Zunge eben nicht jenes Organ, das uns qua Gleichartigkeit mit der übrigen Fauna verbindet – sie ist, ganz im Gegenteil, ein untrügliches Signum des Menschseins, ein Körperteil, der uns radikal von nicht-menschlichen Tieren unterscheidet. Sie übersetzt Gedanken, Gefühle, Bedürfnisse in konventionalisierte Lautfolgen, überträgt diese nach außen und ermöglicht so die Kommunikation mit anderen Menschen – und zwar in einer klanglichen Differenziertheit sowie auf einem Abstraktionsniveau, das für andere Spezies (Pardon, liebe Bonobos!) schlicht unerreichbar ist. Allenfalls künstliche Intelligenzen können dem Menschen im Hinblick auf seine Sprachkompetenz das Wasser reichen.

Womöglich trägt auch dieser Aspekt – dass wir mit unseren technischen Geräten und Gadgets nicht mehr taktil, sondern zunehmend über gesprochene Sprache interagieren – zu einem gesteigerten Interesse an der Zunge bei. »Sprechen ist das neue Tippen« lautet ein aktueller Slogan des Internet-Giganten Google: Wir diktieren unsere Kurznachrichten immer häufiger ins Mobiltelefon, anstatt sie händisch einzugeben, wir lassen Texte von der Spracherkennungsfunktion unseres Computers erfassen, führen Kundengespräche mit künstlichen Intelligenzen, bestellen unsere Einkäufe im Internet über den Sprachassistenten, und die Bedienung von Stereoanlage, Kühlschrank, Deckenbeleuchtung, Jalousie und Heizung erfolgt im volldigitalisierten Smart Home ohnehin schon längst über verbal formulierte Befehle. *Alexa, fahr den Wagen vor. Siri, mach dir einen schönen Abend.*

Kurz und ergreifend: Die Finger, die noch vor wenigen Jahren für das Bedienen von Touchscreens, Tastaturen, Knöpfen, Reglern, Steuerrädchen und Schalthebeln unentbehrlich waren, verlieren an Bedeutung – ihre Aufgaben übernimmt peu à peu die Zunge. Man könnte mithin, in Anlehnung an den Begriff des *linguistic turn*, formulieren: Wir erleben gerade einen *glossal turn*. Eine kolossale glossale Wende.

Aber: Trotz all dieser Gründe, die für ein gesteigertes Interesse an der Zunge sprechen, umgeben dieses Organ immer noch etliche Tabus. Die Zunge mag in aller Munde sein – es ist aber beileibe noch nicht alles über sie gesagt, sie bleibt ein hinter den Zähnen verschanztes, feucht schillerndes Geheimnis. Dabei könnte uns die Zunge, oder vielmehr der Umgang mit ihr, weit mehr über die Gegenwart verraten als jedes andere Organ. Gerade aufgrund ihres wechselhaften Wesens, gerade weil sie zwischen der Innen- und der Außenwelt vermittelt, die Sphäre des Öffentlichen wie des Privaten berührt, animalische

und humane Eigenschaften hat, kristallisieren sich an ihr einige der wichtigsten Diskurse und Fragen unserer Zeit.

Wer darf dieses Körperteil wem, wann und in welchem Kontext zeigen? Was sagt die Konjunktur des Adjektivs *lecker* über unsere spätkapitalistische Gegenwart? Ist der Zungenkuss womöglich eine besonders zeitgemäße, da genderunabhängige Form der Sexualität? Warum erfährt das archaische Ritual der Zungenverstümmelung im gegenwärtigen politischen Diskurs eine solche Konjunktur? Wer spricht durch uns, wenn wir *in Zungen reden*, und wie beeinflusst dies unser modernes Autonomieverständnis? Inwieweit verkörpert der Geschmackssinn unsere prekäre gesellschaftliche Verfasstheit in einer epistemisch gespaltenen Medienwelt?

Und, bevor wir uns solch vertrackten Fragestellungen zuwenden: Was ist das überhaupt für ein seltsames, schlüpfriges, scheues Organ?

staunen

Have you a tongue in your head?

he said.

Samuel Beckett, *Molloy*

Ein versehentlicher Biss auf die Spitze, ein Pulen an einer losen Plombe, ein gedankenverlorenes Herumspielen am Schneidezahn, ein zufriedenes Schnalzen am Gaumen: Ja, da ist sie noch! Die Zunge. Fast hätte man vergessen, dass es sie gibt.

Bedenkt man, welche eminent wichtige Rolle die Zunge in unserem Leben spielt, ist nachgerade unbegreiflich, wie wenig Aufmerksamkeit wir ihr normalerweise schenken – ja, wie stark sie sich unserer bewussten sinnlichen Wahrnehmung entzieht. Im Alltag spüren wir sie zumeist nur dann, wenn sie verletzt ist, beziehungsweise dort, wo sie an ihre Grenzen stößt: an die Zähne, die Lippen, die Backentaschen oder den Gaumen. Obwohl sie nur wenige Zentimeter von unserer Nasenspitze entfernt ist, können wir sie nicht riechen. Sie dient uns zwar als Geschmacksorgan, wir können mit ihrer Hilfe das Aroma unseres Daumens, unserer Achselhöhle oder, wenn wir gelenkig genug sind, auch unseres großen Zehs erkunden – aber wie sie selbst schmeckt, entzieht sich unserer Wahrnehmung. Und wenn wir sie ganz weit herausstrecken und über die Nase nach unten schielen, können wir allenfalls einen schemenhaft-verzerrten Blick auf ihre Spitze erhaschen.

Zugegeben, wir können unsere Zunge im Spiegel betrachten – aber auch dann sehen wir allenfalls einen Ausschnitt, die

Oberseite, den Zungenrücken, eine schlüpfrige Bahn, die in unabsehbare Körpertiefen zu führen scheint – wo sie endet (oder besser: beginnt), sehen wir nicht. Lässt man den Blick zu lange auf seiner Zunge verweilen, könnte man sich im eigenen Leib verlieren. Der Rachen wird zum Abgrund, die Zunge zum Zeichen der Fremdheit.

Ähnliches gilt, ja, womöglich mehr noch, für die Organe unserer Mitmenschen: Wie sieht eigentlich die Zunge der Eltern, des Ehepartners, der Geliebten, des besten Freundes oder der eigenen Kinder aus? Die Form und Farbe der Augen wird den meisten Menschen bekannt sein, ebenso der Schwung der Nase, die Wölbung der Lippen und des Kinns, die Anordnung der Zähne, die Haarfarbe, bei intimen Bekannten außerdem besondere Kennzeichen wie Operationsnarben, Muttermale, Falten, Orangenhaut, Alterswarzen. Aber eine exakte Beschreibung der Zunge dürfte vielen schwerfallen. Ausgerechnet dieses so zentrale Sozialorgan, jener Körperteil, mit dem man spricht, sich streitet, wieder versöhnt und gegebenenfalls beim Zungenkuss vereinigt, bleibt seltsam abstrakt, anonym: eine verborgene Scharnierstelle im Schatten des Mundes.

»Have you a tongue in your head?« Es handelt sich bei dem eingangs zitierten Satz von Samuel Beckett um eine rhetorische Frage: Die Wendung bedeutet so viel wie *Bist du stumm?*, *Hat es dir die Sprache verschlagen?* oder *Hast du deine Zunge verschluckt?* Man könnte die Metapher aber auch beim Wort nehmen: *Hast du eine Zunge im Kopf?* In diesem Sinne spricht aus dem Satz eine enorme Unsicherheit, eine tiefgreifende Skepsis gegenüber diesem so rätselhaften wie faszinierenden Organ: Was verbirgt sich wirklich hinter unseren Lippen – und mehr noch hinter jenen unserer Mitmenschen?

Ab durch die Mitte Das Offensichtlichste zuerst: Wir haben nur eine Zunge. Im Gegensatz zu den meisten anderen Organen und Extremitäten unseres bilateral aufgebauten Körpers (Augen, Ohren, Brüste, Ovarien beziehungsweise Hoden, Arme und Beine, Nieren, Lungenflügel) ist sie ein Unikat. Diese Eigenschaft teilt die Zunge mit anderen symbolträchtigen Organen wie dem Nabel, dem Penis, der Vulva, dem Anus – unterscheidet sich von diesen aber darin, dass sie den Körper jederzeit verlassen und wieder in ihn zurückkehren kann. Ein absolutes Alleinstellungsmerkmal: Die Zunge ist innen und außen, *im* und *am* Körper zugleich.

Da sie sich als Einzelkämpferin in einem spiegelsymmetrischen System befindet, liegt die Zunge (auch darin Nase, Nabel, Anus etc. gleich) exakt auf der Medianlinie des Körpers, jener Achse also, die unseren Leib in eine linke und rechte Hälfte teilt. Die Zunge hebt diese Trennung zwar auf, trägt deren Spuren aber noch deutlich sichtbar auf ihrem Rücken, sie zerfällt nämlich ihrerseits in zwei spiegelsymmetrische Hälften, in deren Mitte sich eine senkrechte Vertiefung, die sogenannte mittlere Zungenfurche, befindet. Schon kleine Kinder fügen, wenn sie ein freches Gesicht zeichnen, der herausgestreckten Zunge dieses anatomische Kennzeichen hinzu: ein waagerechter Querstrich, darunter ein Halbkreis, zum Schluss eine Linie, die diesen von oben nach unten durchschneidet – das ist die wohl gängigste ikonische Darstellung einer herausgestreckten Zunge.

Zoomt man etwas näher heran, ergibt sich ein weitaus komplexeres Bild. So zerfällt die Zunge nicht nur in eine linke und eine rechte Hälfte, sondern lässt sich auch der Länge nach in zwei Bereiche gliedern; auch diese sind von einer anatomischen Furche, dem sogenannten *Sulcus terminalis*, getrennt. Etwa ein Drittel der Zunge liegt hinter dieser Furche und wird, weil das Organ hier entspringt, als Zungenwurzel (*Radix linguae*)

bezeichnet. Die anderen zwei Drittel – jener Teil, der auch von Nichtmediziner*innen gemeinhin als *Zunge* verstanden und umgangssprachlich so genannt wird – befinden sich vorne in der Mundhöhle. Es handelt sich hierbei um den Zungenkörper (*Corpus linguae*), der volumenmäßig den Löwenanteil des Organs ausmacht, sowie um den frei beweglichen und flexiblen Teil, wo die Seiten der Zunge mehr oder weniger pointiert zusammenlaufen. Auch bei Menschen, die sich nicht *spitzzünftig* auszudrücken pflegen, bezeichnet man diesen Bereich als *Apex linguae*, zu deutsch: als Zungenspitze.

Muskelprotz »Meine Zunge ist ein Muskel«, pflegte der Schriftsteller Wolfgang Herrndorf zu sagen und meinte damit seine leidenschaftliche Verachtung für allen kulinarischen Firlefanz. Tatsächlich handelt es sich bei der Zunge nicht bloß um *einen* Muskel, sondern um ein ganzes Muskelpaket, ein Gewebe von Binnenmuskeln, die sowohl in sagittaler als auch in transversaler sowie in vertikaler Richtung verlaufen. Vereinfacht gesagt: Vier Muskeln durchziehen die Zunge von hinten nach vorne, ein Muskel verläuft in Links-rechts-Richtung und ein weiterer von oben nach unten.

Dank dieser muskulären Dreidimensionalität ist die Zunge das beweglichste Organ des menschlichen Körpers (wenn auch nicht, wie bisweilen behauptet wird, das stärkste). Der Begründer der Gastrosophie, der französische Feinschmecker Jean Anthelme Brillat-Savarin, identifizierte bereits vor 200 Jahren drei verschiedene Bewegungen, zu denen ausschließlich die menschliche Zunge in der Lage sei, und die er als *Spication*, *Rotation* und *Verrition* (vom lateinischen Wort *verrere*, »kehren, fegen«) bezeichnete:

Bei der ersten Bewegung drängt sich die Zunge wie ein Aehrenkolben (*spica*) durch die geschlossenen Lippen; bei der zweiten bewegt sich die Zunge radförmig (*rota*) in dem Raume zwischen den Wangen und dem Gaumen, bei der dritten krümmt sich die Zunge nach oben und unten und kehrt die Theile zusammen, welche in dem halbkreisförmigen Canale zwischen den Lippen und dem Zahnfleische bleiben.

Eine Sehnenplatte überträgt die von dieser Binnenmuskulatur bewirkten Bewegungen auf die Schleimhaut des Zungenrückens – hier befinden sich, auch bei den größten Kostverächtern, die sogenannten Papillen: warzenförmige Ausstülpungen der Haut, die teilweise mit bloßem Auge erkennbar und für die sinnliche Wahrnehmung zuständig sind. Sie geben der Zungenoberfläche ihr typisches, zwischen Krötenhaut und nass gewordenem Schmirgelpapier changierendes Aussehen.

Ein weiterer Zoom vom Makro- ins Mikroskopische, vom Sichtbaren ins Unsichtbare: Die Papillen enthalten winzige Geschmacksknospen, die ihrerseits die eigentlichen Geschmackssinneszellen enthalten. Diese können insgesamt fünf (neueren Schätzungen zufolge sogar sechs oder sieben) verschiedene Qualitäten unterscheiden. Neben den allgemein bekannten Hauptgeschmacksrichtungen *süß*, *sauer*, *salzig* und *bitter* ist dies die erst Anfang des 20. Jahrhunderts entdeckte Geschmacksrichtung *umami*: ein japanischer Begriff, der sich am besten als ›herzhaft‹ umschreiben lässt und in Würzmitteln wie Sojasauce oder Maggi idealtypisch verkörpert ist. Zudem gibt es möglicherweise Rezeptoren für die Eigenschaften *fettig* und *wässrig*. (Dass die Anzahl nach wie vor umstritten ist, spricht Bände über unsere Zungen-Agnostik.) Jede Geschmacksknospe ist auf einen bestimmten Reiz spezialisiert – da aber die

meisten Papillen mit unterschiedlichen Arten von Knospen besetzt sind, kann ein und dieselbe Papille häufig unterschiedliche Aromen wahrnehmen. Dennoch gibt es gewisse Häufungen: Während die Papillen in der Zungenmitte prinzipiell offen für alles sind, werden saure und salzige Speisen etwas stärker von jenen am äußeren Rand wahrgenommen und bittere im hinteren Bereich, am Übergang zur Zungenwurzel.

Bittere Papillen Insgesamt lassen sich vier verschiedene Arten von Papillen unterscheiden. An der Zungenspitze sowie den Rändern des Zungenrückens befinden sich die sogenannten *Papillae fungiformes*: Sie ähneln, wie der lateinische Name nahelegt, den Hüten winziger Pilze und sind neben der Geschmackswahrnehmung auch für die Temperaturempfindung und den Tastsinn verantwortlich – klar: Bevor man sich etwas *auf der Zunge zergehen lässt* oder gar herunterschluckt, tut man gut daran, durch behutsames Tasten mit der Spitze sicherzustellen, dass es nicht zu heiß, zu kalt, zu scharf, zu spitz oder in anderer Weise gefährlich ist.

Zwischen den Pilzpapillen sowie über den ganzen Zungenrücken verteilt befinden sich die Fadenpapillen (*Papillae filiformes*), die ausschließlich für den Tastsinn verantwortlich sind: Aufgrund ihrer geringen Größe – die maximale Höhe beträgt einen halben Millimeter – sind sie mit bloßem Auge eher als pelzige Oberfläche denn als Ansammlung einzelner Fäden sichtbar, doch auch sie tragen ihren Namen zu Recht: Ihre Enden laufen in winzigen, verhornten, fadenförmigen Spitzen aus, die jeden Zug oder Druck, der auf die Zunge einwirkt, an das Bindegewebe und von dort an das Nervensystem weitergeben. Selbst winzige Teilchen und Unebenheiten können daher von

der Zunge in mehr als eineinhalbfacher Vergrößerung wahrgenommen werden.

Ganz hinten auf dem Zungenrücken befinden sich schließlich die sogenannten Blätterpapillen sowie die Wallpapillen (*Papillae foliatae* beziehungsweise *vallatae*). Erstere siedeln eher am Zungenrand, letztere parallel zu der beschriebenen Quersfurche, die den Zungenkörper von der Wurzel trennt: Die Wallpapillen bilden also den Abschluss der Papillenbesiedlung in Richtung Rachen. Zudem sind sie jeweils von einem Graben umgeben, der ihnen tatsächlich die Anmutung eines zerklüfteten Burgwalls verleiht.

Auch die Wall- und die Blätterpapillen sind an der Temperatur- sowie an der Geschmackswahrnehmung beteiligt, dabei aber vor allem auf Bitterstoffe spezialisiert. In diesem Sinn markieren sie gewissermaßen die ›letzte Grenze‹, eine Art anti-toxischen Schutzwall. Bevor eine bittere – und damit möglicherweise giftige – Speise die Schwelle zum Rachen passiert, können die Papillen einen neuronalen Notruf auslösen und so dafür sorgen, dass der Fremdkörper schleunigst wieder nach draußen befördert wird: Bis hierher und nicht weiter.

Abgründig Auch gedanklich verläuft entlang der Wallpapillen, an der Grenze zwischen Zungenkörper und -wurzel, eine Schwelle: Überschreitet man sie, begibt man sich ins sprichwörtliche Herz der Finsternis – oder immerhin ins Dunkel des eigenen Leibes. Der Blick durch den Mund ins Körperinnere birgt etwas zutiefst Verunsicherndes. Die visuelle Wahrnehmung (und parallel dazu die Vorstellungskraft) verliert sich rapide im hinteren Rachenraum: Wo führt dieser abschüssige rote Fleischlappen eigentlich hin? Wie weit reicht er hinab, und wel-

che Veränderungen durchläuft er dabei? Beginnt auf der Zunge nicht bereits die Verdauung, ist sie nicht unmittelbar mit dem Anus verbunden?

Noch verstörender dürfte sein, dass das Innere des menschlichen Körpers schon seit Jahrtausenden als Homologon zur Unterwelt gilt. Der Leib entspricht in dieser Gleichung, als Mikrokosmos, dem Erdball. Unter seiner Oberfläche lauern die Verdauung, die Zersetzung, in metaphysischer Hinsicht: die Flammen der Verdammnis. Der Mundraum schließlich gleicht dem Höllenrachen als Eingangstor zu diesem Schreckensreich, wobei die Zunge wie ein feuerroter Teppich fungiert, der ausgerollt wird, um die Sünder in den endzeitlichen Abgrund rutschen zu lassen.

In der jüdisch-christlichen Tradition geht diese Vorstellung vom Körperinneren als Höllenpfuhl auf den Propheten Jesaja zurück: »Daher hat das Totenreich den Schlund weit aufgesperrt und den Rachen aufgetan ohne Maß, daß hinunterfährt, was da prangt und lärmt, alle Übermütigen und Fröhlichen«, heißt es in Jes 5,14. Das Motiv verbreitete sich, wie die Kunsthistoriker Horst Bredekamp und Kolja Thurner schreiben, seit dem 11. Jahrhundert in ganz Europa, »von Gebetbuchillustrationen über die Weltgerichtsdarstellungen der Kirchenportale bis hin zu spätmittelalterlichen Requisiten in Passionsspielen«. Meist sind es Raubtiere, Reptilien oder groteske Fabelwesen, die auf diesen Darstellungen den Sündern die Zunge herausstrecken, sie darin einrollen und verschlingen – aber es bedarf keiner allzu überbordenden Phantasie, um die allegorische Transferleistung vom Bestienmaul zur eigenen Körperöffnung zu machen: *Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate*.

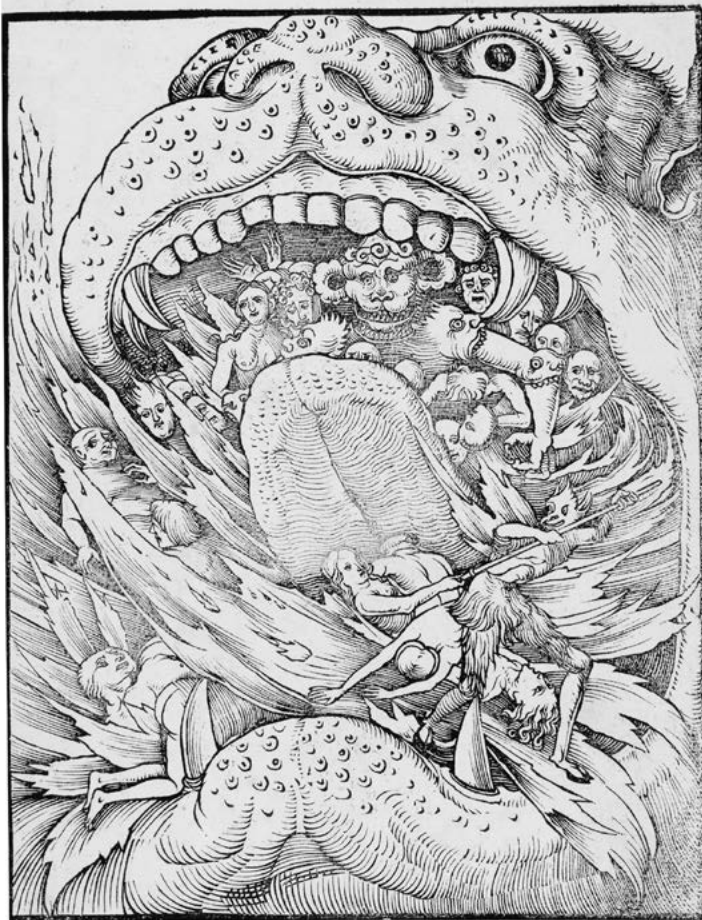
Stellvertretend für etliche Verarbeitungen dieses Motivs kann ein Holzschnitt des Straßburger Meisters Johannes Wechtlin vom Anfang des 16. Jahrhunderts stehen (Abb. 3). Unter der

Überschrift »Von der pein ewiger verdamnüss« sehen wir das warzige Antlitz einer Bestie. Sie ist gerade im Begriff, ein gutes Dutzend nackter Menschen zu verschlingen, ihr weit aufgerissenes Maul nimmt über die Hälfte des Blattes ein, Flammen schwappen daraus hervor, sie züngeln begierig in die Höhe. Ein grinsender Dämon steht zwischen den Sündern, rafft seine Beute mit weit ausgebreiteten Armen zusammen, ein weiterer Satansbraten am vorderen Bildrand stopft mithilfe einer Stabwaffe zwei Seelen, die gerade zu entkommen versuchen, zurück in die Verdammnis. Im Zentrum des Bildes aber steht die Zunge des Monsters: Sie ist triumphal nach oben gereckt, deutlich sind die Pilzpapillen am vorderen Zungenrand zu erkennen, ebenso das *Septum linguae* auf der Zungenunterseite. Wie eine gewaltige Brandmauer blockiert sie den Ausgang, drängt die armen Sünder nach hinten in den Drachenrachen und von dort immer weiter ins infernalische Gastralsystem, in den feurigen Schlund, in den Abgrund. Pfui Zunge.

Die Zunge, das illustriert nicht nur dieser frühneuzeitliche Holzschnitt, ist ein Paradoxon. Sie ist ein integraler Bestandteil unserer Physis – sie weist aber zugleich, als wahrhaft meta-physisches Organ, bereits ins Jenseits. Sie steht mitten im Leben – symbolisiert aber vollmundig den Tod. Vor allem aber gilt sie, obwohl sie doch zum Lecken, Schmecken, Schlecken und Schlucken dient, merkwürdigerweise als ekelhaft.

Das Berühren oder Beleckten anderer Menschen wird außerhalb intimer Kontexte allgemein als anstößig empfunden. Auch bei der Nahrungsaufnahme soll die Zunge sich nach Möglichkeit akustisch zurückhalten (*Schlürf nicht so!*). Und ihr Verzehr ist – selbst wenn sie von einer anderen Spezies, in der Regel einem Rind, stammt – beileibe nicht jedermanns Sache. Weshalb aber ist ausgerechnet jenes Organ, das sich in unserem Mund befindet, so schlecht beleumundet? Warum gilt, was wir zum

Von der pein ewiger verdammüss;



O Her: Jesu Chriſte/der du als ein ſtrenger vnd gerechter Richter der arme ſündige ſeelen ſo ſich
von dir iſt abweiſſen/ein vnendliche helliſche ſtraff verordnet haſt bey Lucifero vnd ander
en ſein mit verſtoſſene geiſte vnd verdampfen: Ich bitte dich/verlyß mir ein verdienlich lebē
ſie in zeit der gnaden alſo fürer/dz ich teilhaſt deins bittere ſterben/entrimmen mög ſolcher
grauſame ſtraff durch die grundloſe barmhertzigkeit deiner allmechtigen genaden: Amen.

3 Johannes Wechtlin, *Von der pein ewiger verdammüss*, Holzschnitt
(ca. 1501–26)

gustatorischen Genuss gebrauchen, als widerwärtig? Drei Aspekte scheinen hier relevant zu sein, ja, sie scheinen nicht nur: sie schillern.

Sprühregen Erstens: Die Zunge ist schleimig. Kein Wunder, schließlich befinden sich unmittelbar unterhalb ihres Körpers zwei zentrale Schleimproduktionsstätten, die Unterzungspeicheldrüse sowie die Unterkieferspeicheldrüse, die über eine gemeinsame Öffnung am Zungenbändchen entleert werden; diese befindet sich in der sogenannten Hungerwarze, einer etwa erbsengroßen Papille in der Nähe des Mundbodens. Das muköse Sekret, das hier austritt, dient einerseits der Befeuchtung des Mundraums und macht damit das Sprechen, Schmecken und Schlucken geschmeidig: Wenn sie nicht mit Speichel getränkt und von der Zunge durchwinkt würden, wären viele Speisen eine ungenießbare, brottrockene Substanz. Andererseits enthält der Speichel ein Enzym, das die in der Nahrung enthaltenen Kohlenhydrate in ihre Bestandteile aufspaltet, mit dem Einspeicheln beginnt der Verdauungsvorgang. Gerade hierin liegt aber auch ein nicht unbeträchtliches Ekelpotenzial: Wer einem anderen Menschen seine schleimüberzogene Zunge zeigt, wer ihn womöglich sogar gegen seinen Willen mit Spucke benetzt, signalisiert dadurch, dass er ihn fressen, verdauen, sich einverleiben könnte.

Zugleich gemahnt der Speichel – wie jede schleimige Substanz, die unser Körper absondert – an jenen undifferenzierten Zustand, aus dem wir uns einst als Neugeborene gelöst haben und in den wir nach unserem Ableben wieder zurückkehren werden. Das Ekelhafte, schreibt die Philosophin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva, erschüttert »die Grenzen von innen

und außen, von fest und flüssig, von ›propre‹ und ›impropre‹«. Es erinnert uns auf schmerzhaft Weise daran, dass wir nur vorübergehend eine feste, von trockener Haut umspannte, von der Umwelt abgegrenzte körperliche Form haben – und dass wir uns eines Tages wieder in eine amorphe Masse zurückverwandeln werden. Denn Schleim bist du, und zum Schleim wirst du zurückkehren.

Zu Hochzeiten der antiautoritären, trotzig, ja im Wortsinne *rotzigen* Punk-Bewegung Mitte der 1970er Jahre kam es entsprechend, wie der Sex-Pistols-Schlagzeuger Paul Cook berichtet, zu wahren Spuckorgien zwischen Publikum und Musikern: »Ich saß immer ganz hinten, deshalb konnte ich versuchen, der Spucke auszuweichen. Manchmal kam sie an mir vorbeigeflogen und, zack! klatschte die Farbe von der Wand. Ziemlich ekelig, wenn man darüber nachdenkt.« Doch nicht nur im Punk, auch im braven Bürgertum ist die Geste gebräuchlich: So wurde 2009 ein Mann vom Bundesgerichtshof wegen tätlicher Beleidigung verurteilt, nachdem er einem Mitarbeiter des Ordnungsamts vorsätzlich ins Gesicht gespuckt hatte. Der Angeklagte zeigte »seine Missachtung dadurch, dass er ein in einem starken Ausatmen mit nahezu geschlossenem Mund ähnliches Geräusch machte, wodurch (...) Speichel in Form einer Art ›Sprühregens‹ aus etwa 20 cm Abstand im Gesicht des Zeugen auftraf«, heißt es in der Urteilsbegründung. »Dieses Verhalten stellt eine unmittelbar spürbare körperliche Einwirkung auf das Opfer dar, aus der sich zugleich dessen Geringschätzung ergibt.«